

Wie fein sich doch die Natur komponiert

Nuancen wollen erkannt sein: Eine Ausgabe von John Ruskins Einführung ins Zeichnen.

Bäume und Steine – viel mehr brauchen lernwillige Zeichenschüler nicht. Der Stein lehrt die Rundung, der Baum die „strahlenförmige Ausbreitung“, und an beiden lassen sich die unumstößlichen Naturgesetze beobachten: Es gibt keine Umrisse, sondern nur Schattierungen, und alles lässt sich – konkret wie bildlich gesprochen – auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen, von der aus sich die einzelnen Äste verstreuen.

So bescheiden John Ruskins „Grundlagen des Zeichnens“ von 1857 zunächst ansetzen, so allumfassend ist ihr Anspruch. Jeder kann zeichnen lernen – unter den Voraussetzungen, die jede menschliche Tätigkeit bestimmen sollten: Geduld, Hingabe, Präzision. Dagegen hat Schnelligkeit, das lässt Ruskin seine Leser wiederholt wissen, in der Kunst, doch letztlich überall, nichts verloren. Was als forsch gilt, ist tatsächlich nachlässig und effekthascherisch; was energisch daherkommt, riskiert, nur grob zu sein: „Wahre Kühnheit und Kraft lassen sich nur durch Sorgfalt erreichen.“ Zeichnen ist harte Arbeit, denn es gilt, die Feinheit der Natur auf die Komposition zu übertragen. Gerade daher macht, das sei gleich gesagt, diese illustrierte, gestraffte und schön ausgestattete Übersetzung der „Grundlagen“ Lust darauf, mit etwas Zeit und dem Bleistift in der Hand dem „Steingegner“ mutig zu begegnen.

Die Kunstkritik und Kunsterziehung John Ruskins, der 1819 geboren wurde und 1900 starb, war aber nicht nur ästhetisch orientiert, sondern auch, wie bei seinen Vorgängern des 18. Jahrhunderts, Joshua Reynolds oder James Barry, politisch engagiert. Doch anders als jene wollte Ruskin durch Kunst weniger republikanische Tugenden fördern als vielmehr dem Einzelnen in der viktorianischen Gesellschaft Freiräume eröffnen. Daher rührt Ruskins Betonung der Landschaft statt des menschlichen Körpers. Der schnellelebige, verkaufsorientierte Markt wie auch der akademische Unterricht stehen dem künstlerische Schaffen im Weg. Sie entfernen die Menschen von der Natur und verhindern richtiges Sehen, obwohl Wälder und Hügel doch die „besten Zeichenlehrer“ sind.

Denn nicht das Zeichnen schafft Kunst. Die Natur schafft Kunstwürdiges, dessen ideale Kompositionskriterien der Betrachter erfassen soll: „Daher musst du differenzierte Formen mit den Augen zeichnen ler-



Strauch und Baum und Stein genügen schon: Aquarellierte Bleistift- und Federzeichnung von John Ruskin, ca. 1845

Foto Imago

nen.“ Das ist allerdings für Ruskin, um der euphorischen Selbstgerechtigkeit gleich vorzubeugen, kein Ziel, das sich erreichen lässt, sondern eines, wie der Kunsthistoriker Wolfgang Kemp in seinem kurzweiligen Nachwort ausführt, an das nur Annäherungen möglich sind: „Der zu zeichnende Gegenstand komponiert sich selbst, muss es auch, weil seine Gesetze zu fein



John Ruskin: „Grundlagen des Zeichnens in drei Briefen für Anfänger“. A. d. Englischen von Helmut Moysich. Mit einem Nachw. von Wolfgang Kemp. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Mainz 2019. 272 S., geb., 25,- €.

sind für menschliches Begreifen. Aber Zeichnen hilft, erkennendes Zeichnen.“

Das Werk ist ein Plädoyer für die Fähigkeit, überall der Unterschiede gewahr zu werden, ohne sie je als trennend zu verstehen: „Schattenabstufungen“, „Farbskalen“, „Tonwerte“, „Dunkelheitsgrade“ – Ruskins Sprache, nicht umsonst als seine wahre Kunstfertigkeit gerühmt, umkreist Differenziertheit in all ihren Ausprägungen, und glücklicherweise gelingt es dem Übersetzer, Einblick in die melodischen Sätze zu geben. Leider sind den Streichungen einige Passagen zum Opfer gefallen, an denen sich zeigt, wie sehr Ruskins naturverbundener Zeichenunterricht in der industriellen Moderne, ihrer Verstärkung und ihrer Technik, verankert ist: Fotografien und Faksimiles sollen Schülern als

Anschauungsmaterial dienen. Fehle hierfür das Geld, greife man auf Ladenfenster, Ausstellungen oder sogar „any cheap illustrated book“ zurück. Aber auch der geraffte Text macht die sozialhistorische Grundierung deutlich: Zeichnen für den Zeitvertreib ist ein Privileg, das sich Ruskins Schüler am Working Men's College, einer der ersten Institutionen der Erwachsenenbildung in England, nur bedingt leisten konnten. Doch die Motive lagen auch für sie auf der Straße: Mit der Eisenbahn ließe sich von der Stadt aus die umgebende Natur erschließen. Ein „alter leerer Kohle-Lastkahn bei Ebbe“ ist für Ruskin ein besonders ergiebige, da ungeschliffenes Motiv.

Die „Grundlagen“ entstanden, als Ruskin sich zunehmend den gesellschaftlichen Härten seiner Zeit zuwandte. Sie

sind dort am interessantesten, wo sie konkret anleiten, beobachtend zu gestalten. Und sie sind dort am diskussionswürdigsten, wo Ruskin einen ethischen Anspruch verfolgt: „Auf dem Gebiet schöner Arrangements sichtbarer Dinge gelten dieselben Regeln wie in moralischen Dingen.“ Dieser Autor macht es nicht unter Totalität. Alles in der Welt folge einer großen Anordnung, in der jedes Ding seinen Platz habe. Körper und Kunst müssen in Balance sein, denn vom „allgemeinen Wohlbefinden“ und der „seelischen Ausgeglichenheit“ hänge der Umgang mit Farben ab. Die Lehre vom Zeichnen wird zur moralischen Gesellschaftstheorie, und die Grundaussage scheint so aktuell, weil sie so grundsätzlich ausfällt: Das ganze Leben besteht aus Nuancen.

KERSTIN MARIA PAHL

Im Vorkurs gab es moderne Mischreligion

Lebensreform kannte viele Varianten: Elizabeth Otto nimmt sich die nicht ganz so rationalen Tendenzen des Bauhauses vor

Marcel Breuer war gerade einmal zwanzig Jahre alt, als er 1922 mit seinem Latenstuhl „ti la“ eine Studienarbeit vorlegte, die sich an der Königsklasse des Produktdesigns versuchte: dem Sitzmöbel. Sein Entwurf ist längst ein Klassiker. Eine wohl zur selben Zeit entstandene Fotografie rückt die Prinzipien gestalterischer Einfachheit und Transparenz, die für Breuers Entwurf wesentlich sind, vor Augen. Und zugleich produziert sie ein Gefühl des Unbehagens – denn ganz offensichtlich spukte es an Breuers Hoch-

schule, dem von Walter Gropius gegründeten Bauhaus. Nüchterne Gemüter werden die geisterhafte Erscheinung, die hier von Breuers Stuhl Besitz ergriffen hat, als Effekt einer fotografischen Doppelbelichtung entlarven. Doch zeigt die im amerikanischen Buffalo lehrende Kunstwissenschaftlerin Elizabeth Otto in ihrem soeben erschienenen Buch „Haunted Bauhaus“, dass es sich unbedingt lohnt, solchen visuellen Spuk ernst zu nehmen.

Gewiss ist es nicht falsch, das Bauhaus als einen Musterfall der rationalistischen

Moderne zu diskutieren. In diesem Sinn haben sich Immobilienmakler und Antiquitätenhändler den Namen der Hochschule lange schon als ein gefälliges Schlagwort angeeignet. Doch zeigt Otto auf pointierte Weise, was aus einer solchen Perspektive beinahe zwangsläufig übersehen werden muss: An der Weimarer und dann Dessauer Gestaltungsschule ging es okkultur, spiritueller, queerer und politisch radikaler zu, als sich dies in der pauschalen Formel des „Bauhausstils“ ausdrücken lässt.

Das in diesem Jahr gefeierte Jubiläum war eine gute Gelegenheit, an eine ebenso einfache wie wesentliche Tatsache zu erinnern: Als Nachfolgerin der Kunstgewerbeschule in Weimar wurde das Bauhaus im April 1919, also nur fünf Monate nach Ende des Ersten Weltkriegs, eröffnet. Für das von Gropius entwickelte pädagogische Programm war die Latenz des eben beendeten Krieges entscheidend: Er verpflichtete die neue Gestaltungsschule auf Ideen einer umfassenden Lebensreform und öffnete die Türen für Lehrer, die sich einem solchen Ziel auf sehr unterschiedliche Weise verpflichtet sahen. Mit dem Klischee des rationalistischen, irgendwie weißen und rechteckigen Bauhausstiles wird man jedenfalls weder Lyonel Feingold oder Wassily Kandinsky, Paul Klee oder Oskar Schlemmer in Verbindung bringen wollen; und erst recht nicht Johannes Itten. Sein Vorkurs war für alle Schüler am Bauhaus verpflichtend; und für den Meister war es eine willkommene Gelegenheit, die Studenten mit den okkulten Ideen des Mazdanzan zu impfen.

Der 1902 geborene Marcel Breuer war wohl einer der ganz wenigen, der sich an der Weimarer Hochschule einschrieb, ohne zuvor den erzwungenen Umweg über den Militärdienst genommen zu haben. Die Erfahrung eines verlorenen Weltkrieges und die Brüchigkeit traditioneller Männlichkeitsbilder gehörten ganz gewiss zum Gegenstand der am Bauhaus geführten Debatten. Gerade hier liegt der Kern von Ottos Untersuchung: Wenn das Bauhaus als ein paradigmatischer Ort der Moderne diskutiert werden soll, dann



Erscheinung auf Marcel Breuers Stuhl „ti la“, ca. 1922 – 1928. Abb. a. d. bespr. Band

muss dies das Interesse für eine neue Ordnung der Geschlechter mit einschließen. Offenkundig hatte das bereits Gropius bei der Konzeption seiner Bauhaus-Idee gesehen und im ersten Jahrgang sogar mehr Studentinnen als Studenten aufgenommen. Zur ganzen Wahrheit gehört aber auch, dass er diese Weisheit bereits ein Jahr später wieder kassierte und nun informell festschrieb, dass der Anteil der Frauen fortan ein Drittel nicht übersteigen durfte.

Beim Lehrkörper war das Verhältnis vollends einseitig: Als sich anlässlich



Elizabeth Otto: „Haunted Bauhaus“. Occult Spirituality, Gender Fluidity, Queer Identities, and Radical Politics. The MIT Press, Cambridge/Mass., London 2019. 282 S., Abb., geb., 30,- €.

der Eröffnung des Dessauer Hochschulgebäudes die Meister auf dem Dach zu einer Aufnahme versammelten, war Gunta Stölzl, Meisterin in der Webereiwerkstatt, die einzige Frau neben zwölf Männern – und unter ihnen als Jungmeister der im Jahr zuvor zum Leiter der Möbelwerkstatt ernannte Breuer. Zu diesem Gruppenbild mit Dame passt die oft kolportierte Erzählung, dass die Studentinnen in jene Werkstätten abgedrängt wurden, deren Produkte als eher weiblich empfunden wurden. Doch waren es, wie Elizabeth Otto nun betont, gerade die hier entstandenen Entwürfe für Teppiche und Tapeten, mit denen das Bauhaus einen wesentlichen Anspruch an sich selbst tatsächlich erfüllte: ökonomische Unabhängigkeit durch finanziell einträgliche Entwürfe.

Ausgehend von einzelnen Biographien, beleuchtet Otto verschiedene Facetten des Bauhauses, die gerade nicht zu den kanonischen Erzählungen gehören. So gelangt die für die Geschichte der Hochschule tragende Rolle von Ise Gropius in den Blick; sie war weit mehr als „die Frau an seiner Seite“. Eindringlich betrachtet werden die fotografischen Experimente von Marianne Brandt, die in ihrem Studio im Prellerhaus vor und mit der Kamera tanzte. Mit den maskenhaften Travestien von Gertrud Arndt schließlich werden Identitätsspiele diskutiert, die Otto zuletzt in eine Frage wendet, die in der Bauhaus-Forschung bislang völlig unterbelichtet geblieben ist: Welche Rolle haben schwul-lesbische Erfahrungen an dieser Hochschule gespielt? Anhand von Max Peiffer Watenpohl und Florence Henri, Margaret Leiteritz und Richard Grune lässt sich unterstreichen: keinesfalls eine geringe.

Gewiss war es nicht zu weit hergeholt, sich am Beginn des gerade zu Ende gehenden Jubiläumsjahres vor einer Ermüdung in Sachen Bauhaus zu fürchten. Elizabeth Ottos Buch jedoch zeigt mit einer engagierten Gegenrede, dass längst noch nicht alles gesagt worden ist. Nach dem Bauhaus ist vor dem Bauhaus. STEFFEN SIEGEL

Arbeit am Glück

Edgar Cabanas und Eva Illouz sezieren die Positive Psychologie

Wie man auf die Welt blickt, ob einem das Glas halbvoll oder halbleer erscheint, ist auch eine Frage der Einstellung. Natürlich kann es hin und wieder hilfreich sein, sich an das Positive zu halten. Die Positive Psychologie allerdings, wie sie der spanische Psychologe Edgar Cabanas und die israelische Soziologin Eva Illouz in ihrem neuen Buch aufs Korn nehmen, verabsolutiert diesen Gedanken. Glücklich zu sein wird bei ihr zu einer Frage der Technik und der Moral: Wer nicht glücklich ist, hat demnach meist nicht hart genug an sich gearbeitet.

Mit dieser Vision von der Machbarkeit des Glücks macht die Positive Psychologie den Autoren zufolge seit etwa zwanzig Jahren Furore. Die Grundlage dieser etwas erstaunlichen Bemühungen: G=V+L+W, die von Martin Seligman, Begründer der Positiven Psychologie, aufgestellte Glücksformel. Demnach setzt sich Glück zusammen aus der vererbten Bandbreite erreichbaren Glücks, den Lebensumständen und den Faktoren, die unter Kontrolle unseres Willens stehen. Wobei die Gene zu fünfzig Prozent am individuellen Glücklichen beteiligt sein sollen, die Faktoren „unter Kontrolle unseres Willens“ zu 40 Prozent, und nur zehn Prozent auf das Konto der Lebensumstände gehen.

Für Cabanas und Illouz ist das zugleich schlechte Wissenschaft und auf die Spitze getriebener Individualismus. Besonders Seligman selbst hat es den beiden angetan: Erst einmal zeichnen sie nach, wie weniger die wissenschaftliche Überzeugungskraft als vielmehr Spenden verschiedener Stiftungen und Firmen, von „anonym“ bis Coca-Cola, den rasanten Aufstieg des neuen Fachgebiets beförderten. Vor allem Firmen interessierten sich demnach für die neue Theorie, weil sie sich kostengünstige Möglichkeiten erhofften, die Stimmung der Arbeitskräfte und deren Bindung an das Unternehmen zu fördern. Für die Psychologie, für Coaches und Ratgeberautoren habe sich damit zugleich ein riesiger Markt aufgetan.

Das sei auch deshalb gelungen, meinen die Autoren, weil diese Psychologie hervorragend in die Welt des Wirtschaftsliberalismus passe. Wenn die Umstände nur zehn Prozent zum Glücklichen beitragen, kognitive Dinge wie Stimmungen oder Einschätzungen, auf die man durchaus Einfluss nehmen kann, aber vier-



Edgar Cabanas und Eva Illouz: „Das Glücksdiktat“. Und wie es unser Leben beherrscht. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019. 243 S., br., 15,- €.

zig Prozent, spricht das für die Arbeit an den eigenen Einstellungen. Warum sich also etwa über Arbeitsbedingungen beklagen, statt an ihnen zu wachsen? Schritt für Schritt zeichnen die Autoren nach, wie die Positive Psychologie die „Bedürfnispyramide“ umkehrt: Am Ende ist das Glück die Bedingung für Erfolg, statt seine Folge, etwa wenn Firmen gezielt nach „glücklichen“ Mitarbeitern suchen, weil die kreativer, flexibler und verantwortungsbereiter seien.

Es sei einzusehen, dass Firmen von ihren Mitarbeitern Leistung fordern, schreiben die Autoren, aber es sei verwerflich, dies sprachlich so zu verdehnen, als seien deren Interessen identisch mit denen der Firma. Schlechte Wissenschaft sei die Positive Psychologie ohnehin, ihre Thesen eine Mischung aus Küchenpsychologie und Rosinenpickerei, ihre Formeln haltlos, ihre Trainingsprogramme von erstaunlicher Schlichtheit.

Glück, so halten die Autoren fest, lässt sich nicht so einfach messen, es kommt selten in Reinform daher, und Testergebnisse in verschiedenen Ländern seien kaum vergleichbar. Vor allem aber sei glücklich zu sein eben nur ein Zustand unter vielen und diesen einen zu verabsolutieren ein zweifelhaftes Unterfangen. Aber der einsame Kampf um die richtige Einstellung, den die Autoren kritisieren, passt wohl zu Tendenzen, die durch moderne Arbeitsverhältnisse befördert werden.

Auch wenn es etwas ermüdend ist, diese über zweihundert Seiten lange Kritik zu lesen, die auch nicht die erste Kritik an der Positiven Psychologie darstellt und überdies nicht alle Vertreter dieser Schule so eindimensional argumentieren wie ihr Begründer: Die Maxime, nicht auf das vermeintlich individuell zu erreichende Glück zu starren, sondern an die Veränderung der Lebensmöglichkeiten zu gehen, kann man nur gutheißen. Gerechtigkeit und Erkenntnis empfehlen die Autoren im letzten Satz als lohnende Ziele. Das Glück stellt sich dann vielleicht auch ein. MANUELA LENZEN

MUSEUM BARBERINI
POTSDAM



Van Gogh

Stilleben

26.10.2019 – 2.2.2020